

Eine Grammatik der Praxis im Handeln

Loïc WACQUANT

Wenn es wahr ist, dass die symbolische Gewalt die Welt regiert, ist es wichtig, diese in eine Forschung wieder einzuführen, die vorzugeben scheint zu wissen, wie die Welt funktioniert. Es ist eine wissenschaftliche ebenso wie eine politische Herausforderung, die beiden Dinge sind nicht voneinander zu trennen.

Pierre Bourdieu, öffentliche Debatte zu
La domination masculine, Paris 1998.

In das Denken Pierre Bourdieus einzuführen, ist ein herausfordern-des, wenn nicht gar unmögliches Unterfangen. Dies in erster Linie schon wegen des *Umfangs und der herausragenden Vielfältigkeit seiner Schriften*, deren Thematik vom algerischen Subproletariat und den Béarneser Bauern (Bourdies Heimatregion im Süden Frankreichs), von denen seine ersten ethnologischen Untersuchungen handeln, hin zur soziojuristischen Konstruktion fortgeschrittener kapitalistischer Ökonomien und zur Funktionsweise des Wissenschaftsuniversums, die er zu Themen seiner letzten beiden Bücher gemacht hat, reicht.

Dabei streift er die Erfindung der Ästhetik, die männliche Herrschaft, die Rolle des Bildungssystems in der Reproduktion und der Transformation der Klassenstruktur hochentwickelter Gesellschaften, die Epistemologie der Sozialwissenschaften und den Journalismus, die Ökonomie der symbolischen Güter und die spezifischen Besonderheiten des politischen Feldes, die Familie und den Staat, die Grundlagen und die sozialen Formen der »zeitgenössischen Misere«, die linguistischen Praktiken und die historische Funktion der Intellektuellen – die Objekte, an denen Bourdieu sein Denken entfaltet hat, beschreiben einen thematischen Bogen mit einer selten übertrroffenen Spannweite, die vom Exegeten wie auch vom Leser erfordert, das wissenschaftliche Begehrten wie auch die wissenschaftlichen Kompetenzen zu erweitern.

Dies auch deshalb, weil sein bewusst transdisziplinäres Denken nicht nur die *kanonische Trennung zwischen Theorie und Empirie*, sondern darüber hinaus auch die »theologischen« Konflikte zwischen den theoretischen Gruppierungen ignoriert. Christian Papilloud zeichnet in diesem Buch die Ursprünge der Theorien Pierre Bourdieus nach, die sich in den Werken von Karl Marx (dessen Materialismus und Betonung der Ungleichheit der Klassen er beibehält), von Max Weber (dessen agonistische Anschaugung der sozialen Welt und Gefühl für die Autonomie des Kulturellen er teilt) und von Émile Durkheim (mit dem er den angewandten Rationalismus verteidigt und die »grundlegenden Erfahrungen« untersucht, die den versteckten Zusammenhang zwischen sozialen Strukturen und symbolischen Systemen offenbar werden lassen) finden lassen. An dieser Stelle ist es angebracht zu erwähnen, dass die theoretischen Konstruktionen Bourdieus sich im Gegensatz zu denen von Niklas Luhmann oder Jürgen Habermas unmittelbar auf empirische Arbeit stützen, die fortwährend auf den neuesten Stand gebracht wird und die Theorie im Gegenzug zu leiten und zu schärfen versteht. Es gibt beim Autor von *Die feinen Unterschiede* keinen Gegensatz zwischen der Ausarbeitung von Konzepten und der Forschungspraxis oder zwischen Erklären und Verstehen, der Analyse von Ursachen und der Interpretation der Gründe. Die Apo-rien des *Positivismusstreits*, die einst rechts des Rheins viel Tinte fließen ließen, lösen sich von selbst durch eine in der Praxis untrennbar verbundene theoretische und empirische Forschung. Deren wesentliche Besonderheit besteht darin, dass sie von einer ständigen Refle-

xion über die Voraussetzungen des Möglichen und die Grenzen der soziologischen Erkenntnis angetrieben wird; diese wiederum sind dadurch bedingt, dass die soziologische Erkenntnis von einem besonderen Akteur produziert wird, dem Wissenschaftler, dem es darum geht, die Welt, von der er sich mit dem Ziel ihrer Beobachtung zurückgezogen hat, darzustellen: wie ein Schauspiel, das es zu entziffern gilt; begriffen als eine Aufeinanderfolge von konkreten Aufgaben, die es gemäß den Anforderungen des Augenblicks zu erfüllen gilt. Und all dies beeinflusst von dem stillschweigenden Wissen, das in den einverleibten Dispositionen verankert ist. Die epistemische Reflexivität, zu der Bourdieu ohne Unterlass ermahnt, hat zum Ziel, das im Blick zu haben, was Bourdieu den »scholastischen Umweg« nennt – die Sicherstellung der Gewissenhaftigkeit und Präzision der soziologischen Analysen. Oder, um es mit einem Wort zu sagen, das heutzutage aus der Mode gekommen ist, die Beharrung auf ihrer *Wissenschaftlichkeit*. In seinem paradigmatischen Buch *Homo academicus* liefert Bourdieu eine Art Sozioanalyse des Handelns der Analysten, die darauf abzielt, ihm die Beherrschung des professionellen und des institutionellen Unbewussten, das er in sich trägt, zu liefern.

Man muss ebenfalls darauf hinweisen, dass Bourdieu mit Vorliebe die Perspektiven des »konstruktivistischen Strukturalismus« und des »strukturalistischen Konstruktivismus« verknüpfte, um – zu Recht – die Untrennbarkeit dieser beiden Perspektiven auf die soziale Welt zu betonen. Beide Momente sind jeder menschlichen Handlung eigen: ausgeführt und sich ausführend, gehandelt und handelnd, strukturiert und strukturierend, materiell und symbolisch, objektiviert in der Institution und subjektiviert in Form von Wahrnehmungskategorien. Der »konstruktivistische Strukturalismus« nährt sich darüber hinaus aus anderen bedeutenden theoretischen Strömungen, die jedoch diesmal auf der Seite der Philosophie angesiedelt sind. Die erste Strömung ist der *historische Rationalismus*, diese epistemologische Schule, die von Gaston Bachelard, Georges Canguilhem, André Cavailles, Alexandre Koyré und Jules Vuillemin eingebbracht wurde, und die Bourdieu früh für die Sozialwissenschaften adaptiert hatte (in *Le métier de sociologue/Der Beruf des Soziologen*, erstmals 1968 erschienen). Dies sollte die Wichtigkeit unterstreichen, die der »Konstruktion des Objekts« in der Wissenschaft zukommt, was sich im Falle der Soziologie aufgrund

ihrer Natur als besondere Schwierigkeit darstellt. Die zweite Strömung ist die *Phänomenologie*, wie sie von Edmund Husserl und Martin Heidegger vertreten wurde (bei denen Bourdieu die Grundlagen der Analyse der Erfahrung der alltäglichen Welt als doxisches Verhältnis, beruhend auf der Selbstverständlichkeit, findet), aber auch von Maurice Merleau-Ponty (dessen Konzeption des »Eigenleibs« [*corps propre*] über die Neuformulierung Aufschluss gibt, die Bourdieu dem alten aristotelischen Begriff des Habitus verleiht). Darüber hinaus sollten hier als weitere Einflüsse – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – erwähnt werden: die Philosophie der symbolischen Formen von Ernst Cassirer; der organisierte Skeptizismus des späten Wittgenstein und die Sprach- und Erkenntnisanalysen von John Austin. Nicht zu vergessen der Strukturalismus von Claude Lévi-Strauss, die amerikanische kulturalistische Anthropologie, die post-Saussure'sche Linguistik und Ethnomethodologie, die Bourdieu seit ihren Anfängen aufmerksam beobachtet hat und denen er seitdem vor allem über die Arbeiten von Aaron Cicourel folgt.

Es heißt zu zeigen, ob der theoretische Raum und die wissenschaftliche Praxis, in denen und durch die sich das Denken Pierre Bourdieus gebildet hat, die enge franco-französische Debatte, die Papilloud im Kapitel 4 des vorliegenden Buches darstellt, überschreitet und ausweitet. In Hinblick auf pädagogische Ziele ist es zweckdienlich, die Divergenzen der Positionen zwischen Bourdieu und einigen seiner Zeitgenossen in der Soziologie schematisch zusammenzufassen – es hat jedoch weder mit diesen disziplinären oder nationalen Feldern noch mit diesen Autoren und ihren Herangehensweisen zu tun, dass sich die theoretischen Positionen und die methodologischen Dispositive Bourdieus formiert haben. Davon zeugt der besondere Stellenwert, der dem Begriff der »symbolischen Gewalt« zukommt, und den Christian Papilloud zu Recht in eine prominente Position des Bourdieu'schen Werkes rückt. Dieser polysemische und schwer zu fassende Begriff umfasst all das, was im sozialen Leben aus *der Macht*, die die Wieder-Erkennung [Re-connaissance] verleiht und sich als solche verleugnet, entsteht: Ansehen, Charisma, Glück, Einfluss, Nominierung, Legitimation, lautlose Einschärfung, stillschweigende Unterwerfung, sanftes und unsichtbares Sich-Durchsetzen. Dies alles sind soziale Effekte, die aus der kognitiven Haltung des sozialen Akteurs zu

den sozialen Beziehungen stammen, in denen er oder sie eingebunden ist – die eine Verklärung von Machtbeziehungen zu Sinnbeziehungen darstellen. Der Begriff der symbolischen Gewalt ist in der Schablone der Gegensätze zwischen »Holismus« und »Individualität« oder zwischen »Positivismus« und »Konstruktivismus« oder auch alleine schon in der französischen intellektuellen Tradition buchstäblich undenkbar. Denn er offenbart die naiven Gegensätze zwischen dem Individuum und der Gesellschaft, dem Bewussten und dem Unbewussten, der Wahl und dem Zwang, dem Materiellen und dem Ideellen, die als Plattform dienen für eine Reihe von Diskussionen, in die sich die Bourdieu'sche Soziologie verwickelt sah.

Um das zu verstehen, ist es notwendig nachzuvollziehen, wie Bourdieu die Konzepte im Laufe der Jahre und mit Praxisnähe verfeinert: von seiner Analyse der Logik der Ehre bei den kabylischen Bauern über die Untersuchung des Staates als höchste Instanz der Klassifikation und der Bestätigung bis hin zu seiner Vivisektion der männlichen Herrschaft als paradigmatische Form der symbolischen Gewalt, die nur deswegen so durchschlagend ist, weil sie auf das unfreiwillige Einverständnis des Dominierten trifft. Wenn man, wie Bourdieu es vorschlägt, die Praxis nicht nur als *opus operatum* versteht, als »fertiges Produkt« und konstituierte Gesamtheit, sondern auch und vor allem als *modus operandi*, Verfahren der Produktion und laufende Abrechnung, dann ist das beste Verfahren, um das wissenschaftliche Projekt Bourdieus zu erfassen, immer noch, es in der Bewegung einzufangen, wie eine Grammatik der Praxis im Handeln, die die wissenschaftliche Praxis des Soziologen leitet – wie auch die jedes anderen historischen Akteurs.

Paris, Dezember 2002

